

Sprachliche Varietäten in der Stadt Bern und was die Sprecher davon halten¹

Beat Siebenhaar (Bern)

Abstract

Der Beitrag dokumentiert die linguistische Sonderposition, die Bern in der schweizerdeutschen Sprachlandschaft hinsichtlich der soziolinguistischen Varianz einnimmt. Dabei steht nicht die linguistische Analyse der Stadtberner Soziolekte und deren exakte Abgrenzung voneinander im Vordergrund, sondern die Einstellungen, die die Mundartsprecher den ihnen bekannten Varietäten gegenüber äußern. Das Bild, das sich aus den Tondokumenten ergibt, wird ergänzt durch Anekdoten aus dem Umfeld linguistischer Auseinandersetzung mit dem Berndeutschen. Insgesamt zeigt sich, dass die soziolinguistische Trennung nicht mehr so stark ist, wie sie im letzten Jahrhundert beschrieben wurde. Markierte Varietäten der Ober- und der Unterschicht verlieren an Prestige und werden abgebaut.

Keywords: Dialektologie, Soziolinguistik, Einstellung, Sprecherdialektologie, Stadtsprache, Schweizerdeutsch

Abstract: Linguistic varieties in Berne - and what speakers say about

This contribution documents the specific linguistic position of the city of Berne in German speaking Switzerland regarding the sociolinguistic variance. The center of attention is not the linguistic analysis of the different sociolects and their accurate demarcation from each other, but the attitudes, which the dialect speakers express towards the known sociolects. The picture, which results from tone documents, is supplemented by anecdotes emerging from the linguistic research on the Bernese Swiss German. Altogether it shows up that the sociolinguistic separation is no longer as strong, as it was described in the last century. Marked varieties of the upper and of the lower social classes lose prestige and are abandoned.

Keywords: dialectology, sociolinguistics, attitudes, folk linguistics, Swiss German

1 Einführung

2 Die Sprachsituation von Zürich

3 Die Sprachsituation in Bern

3.1 Stadtberndeutsch

3.2 Mattenenglisch

3.3 'Chueche'-Sprache

3.4 Überblick

4 Das sprachliche Berner Selbstverständnis

5 Zusammenfassung und Ausblick

Literaturangaben

¹ Der Text ist eine schriftliche Fassung eines Vortrags, der an der SAGG-Jahrestagung am 24. November 2001 in Bern gehalten wurde. Er hält im Duktus und in der mehr anekdotischen als analytischen Herangehensweise an der Vortragsform fest.

1 Einführung

Hier soll nicht die umfangreiche wissenschaftliche Literatur zum Berndeutschen im Zentrum stehen, sondern die Sprecher sollen mit ihren Aussagen zur Mundartsituation selbst zu Wort kommen. Sämtliche Beispiele stammen aus einer Sammlung von Interviews zur Sprachsituation in der Stadt Bern (Siebenhaar / Staeheli 2000). Anlass für diese Sammlung des Phonogrammarchivs der Universität Zürich war eine Anfrage der Burgergemeinde Bern, die die Sprache der Berner Bürger, das sogenannte Stadtberndeutsch dokumentiert und archiviert haben wollte, bevor es endgültig nicht mehr zu fassen sei. Die Klage über den Untergang der Basisdialekte, die von Laien, Sprachpuristen und sogar Dialektologen immer wieder geäußert wird, hat also in Bern einen konkreten Niederschlag und eine Umsetzung in die archivarische Tat gefunden. Diese Sammlung zum Berndeutschen umfasst neben einzelnen historischen Aufnahmen und einer Lesung acht Interviews, die nach klassischem dialektologischen Verfahren selektioniert wurden: Ausgewählte Gewährsleute stehen jeweils für eine ganze Gruppe von Sprechern. Zwei der Sprecher sprechen bewusst Stadtberndeutsch – die Bezeichnung für die burgerliche Varietät –, ein dritter Sprecher mit burgerlichem Hintergrund legt sehr wenig Sprachbewusstsein an den Tag. Ein weiteres Interview dokumentiert ein sozial nicht markiertes Berndeutsch der Stadt, sodann findet sich eine Aufnahme mit szenesprachlichen Elementen, und dann sind zwei Aufnahmen mit Merkmalen der traditionellen Unterschichtssprache vertreten, in der auch das Mattenenglisch mit seinen geheimsprachlichen Zügen zur Sprache kommt. Zuletzt findet sich eine Aufnahme mit einem zugewanderten Romand.

Auch wenn diese Sammlung nur einen eingeschränkten Einblick in die Varietäten geben kann, die in Bern gesprochen werden, so dokumentiert sie doch die heutige Sprachsituation, jedoch ganz klar ohne repräsentativ zu sein.

Im Folgenden soll mit Tonbeispielen und einzelnen Anekdoten, die sich im Umfeld des Projekts ergeben haben, ein Einblick in die aktuelle Stadtberner Sprachsituation gegeben werden. Diese Sprachsituation ist seit längerem bekannt, und sie ist mehrfach beschrieben worden². In den letzten Jahrzehnten hat sie sich dahingehend verändert, dass bestehende Tendenzen zum Abbau markierter Varietäten zugunsten eines unmarkierten Mittelschichtsberndeutsch verstärkt wurden. Markierte Varietäten, insbesondere auch das traditionelle Stadtberndeutsch, ehemals prestigeträchtige Oberschichtssprache, sind marginalisiert worden. Darüber hinaus hat sich das Verständnis der Sprachsituation verändert: Heute wird anstelle von durchgehend verwendetem, einheitlichem Dialekt vermehrt von einem Repertoire ausgegangen, aus dem das Individuum eine Varietät bzw. ein sprachliches Variantenbündel situationsgebunden auswählt³. Zudem sind auch in der Stadt

² Ein erster Abriss der soziolinguistischen Verhältnisse in verschiedenen Berner Städten gibt Baumgartner (1940), ein Überblick zur Geschichte und aktuellen Situation in der Stadt Bern findet sich in Siebenhaar (2000a).

³ Die Repertoiremetapher steht im Gegensatz zur Kodemetapher der Systemlinguistik und wird u.a. von Denison (1992 sowie 1997) im Rahmen der Mehrsprachigkeitsforschung verwendet. Schlobinski u.a. (1993) verwenden den Terminus zur Charakterisierung von Jugendsprache in

Bern viele von Nicht-Mundartsprechern geprägte Varietäten zu finden, denen verschiedene Grade von Akzeptanz entgegengebracht wird. Auf diese Xenolekte soll hier nicht weiter eingegangen werden⁴, es sollen vor allem Hinweise darauf gegeben werden, wie die verschiedenen traditionellen Varietäten wahrgenommen werden.

2 Die Sprachsituation von Zurich

Der hier gegebene Einblick in das Berndeutsche ist nicht unwesentlich von meiner Situation als Zurcher geprägt. Diese Zurcher Sprachsituation trifft für weite Teile der Deutschschweiz zu, sie soll deshalb auf persönlichem Hintergrund skizziert werden. Ich bin in Zurich in kleinbürgerlichen Verhältnissen aufgewachsen. Meine Eltern stammen aus dem Chrais Chaib, Chrais vier, Außersihl, einem der mit der Industrialisierung entstandenen Unterschichtsquartiere. Mein Vater hatte an der Langstraße eine kleine Schreinerei. Aufgewachsen bin ich in Schwamendingen, einem der in den 1950er Jahren in Zurich Nord rasch gewachsenen Unterschichtsquartiere. Als einziger meiner Klasse habe ich nach der Primarschule das Gymnasium besucht. Was habe ich von der Sprachsituation in Zurich mitbekommen? In Zurich reden alle fast gleich. Eine Ausnahme bildete die Langstraße, wo viele Italiener wohnten, Tschinggen wie noch maßig pejorativ gesagt wurde, die nur gebrochen Deutsch sprachen. Dann gab es die Leute, die mehr fluchten als ich, die konnten sich oft auch besser durchboxen als ich. *Huere*, als Verstärkung durften wir zu Hause nicht verwenden, und wenn wir ein Stuck Brot wollten, *Mami, dorf i es Stuck Broot?*⁵ so wurden wir korrigiert: ...*haa*, und erst, nachdem wir den in den Ohren meiner Mutter korrekten Satz von uns gegeben hatten, wurde dem Wunsch entsprochen. Mein Großvater bestellte noch *Poveerli* 'pois verts, Erbsen', in der Stube hatte es eine *Schaslong* und meine Großmutter sagte *Amelett* statt *Omlette*. Dass also nicht ganz alle gleich redeten, war bewusst, eine Zuordnung zu verschiedenen sozialen Gruppen ist aber kaum gemacht worden. Im Gymnasium bin ich dann mit anderen Leuten zusammengekommen; mit Kindern von Bankdirektoren, solchen, die an der Goldkuste oder am Zurichberg wohnten, mit Kindern von Ärzten und Zahnärzten. Was ist sprachlich aufgefallen? Die konnten besser Latein als ich, und sonst? Nichts. Und nun, rund zwanzig Jahre später, nach einem Germanistikstudium, mit geschärftem dialektologischen Gehör, was fällt heute auf? Nur wenig mehr, da gibt es zwei verschiedene R, das ist auch anderswo so, es ist jedoch in Zurich wenig sozial markiert. Im lexikalischen Bereich gibt es Unterschiede zur Wertung einzelner Lexeme. Morphologisch und phonologisch ist nichts als sozial differenzierend bekannt. Ich vermute, dass die generell für alle /o/ geltende geschlossene Realisierung von unteren sozialen Schichten zugunsten einer offenen Realisierung aufgegeben wird, das ist aber eine noch nicht untersuchte Hypothese. So kann noch heute gesagt werden: Mit zwinglianischer Bescheidenheit sprechen alle Zurcher gleich.

Berlin und Hofer (1997) sowie Hofer (2002) charakterisieren mit Repertoire ein breites Varietätenspektrum in Basel.

⁴ Sprachbiographien von Immigranten der zweiten Generation in Bern sind in Werlen (1986) dargestellt. Stilistische Unterschiede in der fossilisierten Lernervarietät eines nach Bern migrierten Romands sind in Siebenhaar (1997) aufgezeigt.

⁵ Zu dieser Verwendungsweise der Modalverben siehe Christen (1993).

Auch wenn dieser Blick die Zürcher Sprachsituation beschreibt, so trifft das so oder ganz ähnlich für einen Großteil der deutschsprachigen Schweiz zu. Es gilt also das Stereotyp: alle Schweizer sprechen in fast allen Situationen die Mundart – im Gegensatz zu Deutschland, wo gebildete Leute Standard sprechen. Und davon, dass alle Mundart sprechen wird dann abgeleitet: Alle sprechen gleich, was häufig mit Stabreimen exemplifiziert wird: Bauer und Bankdirektorin, Professor und Putzfrau, Schreiner und Studentin. Dass dies nicht immer stimmt, zeigt die Situation in Bern.

3 Die Sprachsituation in Bern

Was ist auf diesem Hintergrund besonders an Bern? In Bern verwenden die verschiedenen sozialen Schichten je andere Varietäten, und sie wissen auch, dass sie unterschiedlich reden. In den Interviews zeigt sich, dass einzelne linguistische Variablen als sozial differenzierend bekannt sind. Die folgenden Unterschiede werden von den Gewährleuten genannt:

Allen andern sprachlichen Variablen voran ist die I-Vokalisierung⁶ – *Vogu* für *Vogel*, *aut* statt *alt*, *Bauu* statt *Ball*, *Chauuer* statt *Challer* – im burgerlichen Stadtberndeutsch verpont, genau so wie die Velarisierung von *-nd* – *Hang* statt *Hand*, *gfunge* statt *gfunde*. Auch sind einzelne lexikalische Besonderheiten sozial gebunden. *Giele u Modi* gegenüber burgerlichem *Buebe* und *Meitschi* 'Buben und Mädchen' oder *hocke* gegenüber *sitze* für 'sitzen'. Das burgerliche Berndeutsch zeigt oft die Endung *-ung* für einen Teil der weiblichen Substantive, wo sonst gemeinschweizerdeutsches *-ig* erscheint, z.B. *Zitung* gegenüber *Zitig* 'Zeitung', *Regierung* gegenüber *Regierig* 'Regierung'. Das Stadtberndeutsche hat die verbalen Langformen bewahrt *mir gange* / *name* / *gabe* / *chonne* 'wir gehen / nehmen / geben / können' gegenüber *mir goi* / *naa* / *gaa* / *choi* im nicht-burgerlichen Berndeutschen. Bürger verwenden das *und* gegenüber dem verkürzten *u* für 'und'. Charakteristisch für das burgerliche Berndeutsch ist die häufigere Verwendung von französischen Fremdwörtern. Bei Burgern ist das uvulare Zapfchen-r [ʀ] häufiger zu finden als bei Nicht-Burgern, es ist aber nicht obligatorisch. Auf der anderen Seite zeigte sich im Berndeutschen der tieferen Sozialschichten ein internationaler Slang mit Bezügen zum Rotwelschen. Das ist nicht ein neues Phänomen, sondern ist schon in den ersten Publikationen zur Berner Sondersprache um 1900 belegt⁷. Das Berner Mattenenglisch, der Jargon des Mattenquartiers, wird nicht mehr verwendet, seit die Matte nicht mehr Unterschichtsquartier ist. Nur einzelne Ausdrücke haben sich erhalten und haben sogar den Weg in die Mittelschichtssprache gefunden wie das *iu* für *ja*. Moderne Unterschichtssprachen haben ein anderes Gepräge, doch davon später.

⁶ Siehe zum Vordringen der I-Vokalisierung vor allem in den westlichen Mundarten der Deutschschweiz Christen (2001). Die Ausbreitung nach Osten ist jedoch für für Stadt Aarau zurückzuweisen. Da findet sich sogar ein Zurückdrängen der noch im SDS belegten Vokalisierung, was mit der allgemein fortschreitenden Einbettung der Aarauer Mundart in einen größeren zurcherischen Zusammenhang zu sehen ist (Siebenhaar 2000b).

⁷ Siehe zum Wortschatz der Unterschicht die kommentierte Wortersammlung von Rollier (1902) oder die erste umfassende Arbeit von Greyerz (1929). Eine neuere Darstellung findet sich bei Ris (1989).

3.1 Stadtberndeutsch

Diese traditionellen Sprachformen haben ihre unterschiedliche Verbreitung und soziale Wertung. Harald Waber, aus einer Familie, die das burgerliche Stadtberndeutsch bewusst pflegt, beschreibt diese Situation so: (Beispiel Waber1.mp3)

Wen i das sage, de heist das efach, es paar Sache si deheime strikte verbotte gsi: Me het nid doorffe ds All vokalisiere, me het also muesse Milch sage und het nid dorfe Miuch sage. Me het o nid d Andungen uf Ann-dee zu Ann-gee dorffe mache, me het vo me ne Hund gretd un nid vo Hung, wel me natuech gwusst het, das der Hung eignedlech der Honig isch.

*Und das het de * scho bald dezue gfuert, das iig eignedlech i der Schuel * zwo Spraache gretd ha: Uf der einte Site die, wo me i der Schuel gretd het, * fur nid ufzfalle und de deheimen abe die *, wo me deheim het muesse rede. Und we de das mal deheim nid glungen isch, de han i unggasse vom Tisch muesse. Das isch no d Zit gsi vor der permissiive Gsellschaft.*

Wenn ich das sage, dann heißt das einfach, ein paar Sachen sind zu Hause strikte verboten gewesen: Man hat das l nicht vokalisieren dürfen, man hat also *Milch* sagen müssen und hat nicht *Miuch* sagen dürfen. Man hat auch nicht die Endungen auf -nd zu -ng machen dürfen, man hat von einem *Hund* gesprochen und nicht von einem *Hung*, weil man natürlich gewusst hat, dass der *Hung* eigentlich der Honig ist.

Und das hat dann schon bald dazu geführt, dass ich eigentlich in der Schule zwei Sprachen gesprochen habe: Auf der einen Seite diejenige, die man in der Schule gesprochen hat, um nicht aufzufallen, und dann zu Hause eben die, die man zu Hause hat sprechen müssen. Und wenn dann das mal zu Hause nicht gelungen ist, dann habe ich 'ungegessen' vom Tisch müssen. Das ist noch die Zeit gewesen vor der permissiven Gesellschaft.

Die situationsspezifische Verwendung mehrerer Varietäten aus einem Repertoire, wie es für die heutigen Stadtsprachen postuliert wird, ist also ein älteres Phänomen, das beispielsweise auch schon bei Baumgartner 1940 in der Darstellung von bernischen Sprachbiographien beschrieben wird. Der Unterschied zur heutigen Situation liegt also nicht in der Unterscheidung und Wahrnehmung der verschiedenen Varietäten, sondern an deren Sanktionierung.

Diese Unterschiede in den traditionellen städtischen Varietäten wurden nicht nur von sprachbewussten Burgern wahrgenommen, die eine gewisse sprachliche Abgrenzungstendenz aufweisen, sondern wenigstens teilweise auch von Leuten aus der Unterschicht wie Annette Kuenzi-Fridelance. (Beispiel ME1.mp3)

*A. K.: am... am Bowäger obe isch zum Bischpu d Frou Dokter von Root gwont...
R. F.: Bowäger...*

A. K.: Am... am Bowäger oben hat zum Beispiel die Frau Doktor von Rot gewohnt.
R. F.: Bowäger...

R. F. und A. K.: ...*dasch* de...

Im Chor: ...*Buebebaargrein*.

F. K.: Ja, Bowäger.

A. K.: Und * *di het dr Hort finanziert nach der Schueu. De het me... die, wo hei wouue, hei nach der Schueu e so i ne Hort chonne, dort isch so ne Leerere gsi, di het zu dene Ching gluegd, me het chonne...*

F. K.: ... *hauffe Ufgaabe mache*.

A. K.: *Uffgaabe mache, d Buebe hei chonne oppis baschtle, d Meitli hei chonne lisme. U di Frou Dokter von Root, het daas finanziert.*

[...]

A. K.: U di... *die isch seer vermogend gsi, woolhaabend u soo. U, aber abe, di het de o e soo gredt, i... s Chirchfeld-All * (a-ha), dee... aber fur uus isch das naturlech opper fasch Unnaabaars gsi, denn, oder, het me ds Gfueu gha, Jesses, de Hergott personlech (lacht).*

R. F.: und A. K.: ...das ist der

Im Chor: ... Bubenbergrain.

F. K.: Ja, Bowäger.

A. K.: ...und die hat den Hort finanziert nach der Schule. Dann hat man... die, die haben wollen, haben nach der Schule so in einen Hort können, dort ist so eine Lehrerin gewesen, die hat zu diesen Kindern geschaut, man hat können...

F. K.: ... helfen Aufgaben machen.

A. K.: Aufgaben machen, die Buben haben etwas basteln, die Mädchen stricken können. Und die Frau Doktor von Rot, hat das finanziert.

[...]

Und die ... die ist sehr vermögend gewesen, wohlhabend und so. Und, aber eben, die hat dann auch so geredet. Im... das Kirchenfeld-1, dann... aber für uns ist das natürlich jemand fast Unnahbares gewesen, dazumal, oder, hat man das Gefühl gehabt: Jesses [= ach!, eigtl. Jesus] der Herrgott persönlich.

Dass diese sprachlichen Varietäten wahrgenommen werden, das unterscheidet die Sprachsituation also von derjenigen Zürichs. Für die Schweiz ist dieses bewusste Nebeneinander der soziolinguistischen Varietäten nur noch von Basel bekannt. In Basel werden die städtischen Besonderheiten jedoch an der Fasnacht folkloristisch verfestigt. Die aktive Teilnahme an der Fasnacht hat sich sogar als wesentlicher sprachsteuernder Faktor herauskristallisiert, wie im Basler Stadtsprachenprojekt gezeigt wurde (Hofer 1997, Hofer 2002). Das Dalbanesisch, die Sprache der Basler Oberschicht aus dem ehemals noblen St. Alban-Quartier, ist für die Schnitzelbänke die korrekte Varietät, für die man sich an die Rudolf Sutersche Grammatik (Suter 1992) und an sein Wörterbuch (Suter 1995) halten muss. Dagegen ist die alte Berner Stadtsprache keine Zielvarietät für Folklore. Vielmehr hat sich die resignative Haltung durchgesetzt, dass das Stadtberndeutsche über kurzer oder länger aussterben wird. (Beispiel vFischer1.mp3)

R.v.F.: *I bi ganz uberzugt, das i zwanzg Jaar, ds Statbaarndutsch * verlooren isch, bin i raschtloos uberzugt, und das geit nid nume Gaffee stat Kafi (R. R.: m...m), das seit me ja uf em Land o no, oder*

Ich bin ganz überzeugt, dass in zwanzig Jahren das Stadtberndeutsch verloren ist, bin ich restlos überzeugt, und das geht nicht nur Gaffee statt Kafi [= Kaffee], das sagt man ja auf dem Land auch noch oder eben,

äbe... * sondern das alles wird – von -ung wei mer gar nid rede – * das alles wird auuele und und * ds An Gee⁸, bin i aso uberzugt.

[...]

Und das het mi furchbaar gergeret, das ds Gasino, wo ja bekanntermaassen en Inschtituzioon isch vo de Buurgergemeind, * das * ds groosse Slogaan isch gsee, chumm, mir goo i ds Gasino und das het mi immer... Und de han i gseit, aso wen d Burger numme Barndutsch chönne, aber luget, o im Chliine Burgerraat * .es isch... s chunnt geng mee ds Auuele, und i be uberzugt, das * scho glii e Naachfolger vo mijr sogaar als Burgerraatspresidant halt wird * ds noie Barndutsch rede... Aso das geit verloore.

sondern dass alles wird – von -ung wollen wir gar nicht sprechen – dass alles wird äuelen [= das l vokalisieren] und das ng, bin ich also uberzeugt.

[...]

Und das hat mich furchtbar geärgert, dass das Casino, das ja bekanntermaßen eine Institution ist (von) der Burgergemeinde, das das große Slogaan ist gewesen: Chumm mir goo i ds Gasino [= Komm, wir gehen ins Casino]. Und das hat mich immer... Und dann habe ich gesagt, also wenn die Burger nicht mehr Berndeutsch können! Aber seht, auch im Kleinen Burgerrat [= Exekutive der Burgergemeinde], es ist, es kommt immer mehr das Äuelen, und ich bin uberzeugt, dass schon bald ein Nachfolger von mir sogar als Burgerratspräsident halt wird das neue Berndeutsch sprechen. Also das geht verloren.

Während also in Basel heute die Folklore eine der wesentlichen Trägerinnen der alten städtischen Varietät ist, sind es in Bern noch die alten patrizischen und burgerlichen Familien, wenn sie nicht auch schon zu einem unmarkierteren Berndeutsch gewechselt haben. Die alte städtische Sprache ist nämlich heute eine stark markierte Varietät, die mit einem egalitären politischen System schwierig zu verbinden ist. (Beispiel vFischer2.mp3)

R.v.F.: Vor allem... was mii e so z schaffe macht, hutzutaags isch, das niemer me der Muet het, abe si Spraach z rede. Und ob das bewusst isch oder unbewusst, ob das e bewussti Aapassung isch... Letschthin sagen i enere Mueter, wo seer es pfligts Barndutsch redt, us burgerliche Familie, sagen i: "aber los, dini Soon rede ja nes entsetzlich Barndutsch", seit si: "ja, s hei mer drum gseit: 'Mamma, mir si keni Hobj-Patrizier'". * aso das * isch fruecher ..nid gsii, wil ds

R.v.F.: Vor allem ... was mir so zu schaffen macht, heutzutage ist, dass niemand mehr den Mut hat, eben seine Sprache zu sprechen. Und ob das bewusst ist oder unbewusst, ob das eine bewusste Anpassung ist... Letzthin sage ich einer Mutter, die ein sehr gepflegtes Berndeutsch spricht, aus burgerlicher Familie, sage ich: "aber hor [mal], deine Sohne sprechen ja ein entsetzliches Berndeutsch", sagt sie: "Ja, sie haben mir eben gesagt: 'Mamma, wir sind keine Hobby-Patrizier'". Also das ist

⁸ Gemeint ist der mit zwei Buchstaben ausgedruckte Laut ng [ŋ].

Statbärndutsch isch äbe durchuus es
burgerlichs Barndutsch gsee.

früher nicht gewesen, denn das Stadtberndeutsch ist eben durchaus ein
bürgerliches Berndeutsch gewesen.

Die Träger dieses Stadtberndeutschen, in der Sammlung sind das zwei Männer über 60, zeigen ein Selbstverständnis, das auf eine wichtige soziale Position hindeutet. Nicht von ungefähr kommt es, dass sie beide das Wort 'unbescheiden' verwenden, das in den übrigen Interviews nicht vorkommt. Rudolf von Fischer braucht es in der Antwort auf die Frage, ob das Tavelische Berndeutsch seine Sprache sei. (Beispiel vFischer3.mp3)

*I gloube, ooni unbescheide z si, darf i
sage, es isch mi Spraach.*

Ich glaube, ohne unbescheiden zu
sein, darf ich sagen, es ist meine
Sprache.

Harald Wäber verwendet es um von den verschiedenen Positionen gegenüber dem Berndeutschen zu sprechen (Beispiel Wäber2.mp3):

*Und wil s verschidene Posizioone
git, mues i vilich gad am Aafang
unbescheide vo minere rede... *.*

Und weil es verschiedene Positionen
gibt, muss ich vielleicht gerade am
Anfang unbescheiden von meiner
reden.

Diese unbescheidene Haltung ist vermutlich notwendig, um eine markierte sprachliche Varietät zu verwenden, die von Sprechern anderer Varietäten – wie von Antoinette Kuenzi – schon fast mit der Sprache des Lieben Gottes verglichen wurde und die sogar von jüngeren Vertreter derselben Schicht als herablassend bewertet wird – Leute, die eben nicht als Hobby-Patrizier gelten wollen.

3.2 Mattenenglisch

Berndeutsch in der Stadt Bern besteht aber nicht nur aus dem Stadtberndeutsch, der alten Oberschichtssprache. Bekannt ist auch das Mattenenglische⁹, eine Quartier- und Geheimsprache, die im ehemaligen Unterschichtsquartier der Matte gesprochen wurde. Die einen beträchtlichen Sonderwortschatz (Rotwelsch, Jenisch, frz. Fremdwörter) enthaltende Quartiersprache wurde noch mit geheimsprachlichen Elementen wie Silbenvertauschung und Vokalersatz angereichert, damit die Obrigkeit einen nicht versteht, wie das im folgenden Beispiel dokumentiert wird. (Beispiel Fridelance1.mp3)

R. F.: Nachar cha me o sage: I der

Nachher kann man auch sagen: *Imfe*

⁹ Charakterisierungen der alten Quartiermundart mit ihren rotwelschen Einflüssen und Erklärungen der geheimsprachlichen Silbenvertauschung finden sich bei von Greyerz (1929), Matteänglisch-Club (1969), Ris (1989),

*Iuschee imerhe ingerm... ingeremhee
Iggeree imfe Irerlee imerhe Ittume-
inglische idgre, need. Auso i de
Schueu hei mer eigetlech hingerem
Rugge vom Leerer immer Matten-
englisch gredt, u so hei mer abe (R.
R.: m-m) aso chli chonne abmache,
was mer etz wei mache u was mer
eigelech ned wette mache... U
nachar...*

*R. R.: M-m. Der Leerer het s ned
vestande?.. ..*

*R. F.: Da hat s ned vestange. Jao... s
het glo... gloub kene vo dene Leerer
het das verstange. U we m... we me
de no schnauu gredt het, oder, de
isch es ja de waansinnig.gsee, de he
me je... We me schnauu redt, de
vesteit me  berhoup nut me, we me...
we me wurklech...ch abe nid dermit
ufgewachsen isch.*

Irerlee imerhei Ittumeinglische idgre,
nicht. Also, in der Schule haben wir
eigentlich hinter dem Rucken des
Lehrers stets Mattenenglisch gespro-
chen. Auch haben wir eben ein
wenig abmachen können, was wir
jetzt machen wollen und was wir
eigentlich nicht machen mochten.
Und nachher ...

R. R.: Der Lehrer hat es nicht
verstanden?

R. F.: Der hat es nicht verstanden. Ja,
es hat gla... glaub keiner von diesen
Lehrern hat das verstanden. Und
wenn man dann noch schnell gespro-
chen hat, oder, dann ist es ja dann
wahnsinnig gewesen, dann hat man
nun... wenn man schnell spricht,
dann versteht man überhaupt nichts
mehr, wenn man ... wenn man
wirklich eben nicht damit
aufgewachsen ist.

Heute ist das Mattenenglisch weitgehend verschwunden, die Matte ist kein Unter-
schichtsquartier mehr und die sprachliche Tradition wurde nicht in die heutigen
Unterschichtsquartiere überliefert. Mattenenglisch wird nur noch folkloristisch im
Matte nglisch-Club gepflegt, der jedoch nicht die Breite erreicht wie die Basler
Fastnacht, wo die Sprache ja nur ein Teil einer umfassenderen Kultur ist. Heutige
Unterschichtsquartiere sind – wie auch in der übrigen Schweiz – wesentlich durch
Nicht-Muttersprachler geprägt. Das beeinflusst die aktuellen Unterschichtsspra-
chen ganz beträchtlich, wobei hier anzufuhren ist, dass empirische Untersuchun-
gen zur Unterschichtssprache nicht nur in der Schweiz weitgehend fehlen. Die
Mittelschichtslastigkeit soziolinguistischer Untersuchungen trifft so nicht nur
einzelne Arbeiten, sondern den gesamten Forschungszweig.

3.3 'Chueche'-Sprache¹⁰

Neben der traditionellen und heute weitgehend geschwundenen Sondersprache
Mattenenglisch sind andere als Sondersprachen zu bezeichnende Varietäten zu
erwähnen, die sich aber nicht auf Bern einschränken lassen, sondern ähnliche
Strukturen in anderen Schweizer und deutschen Städten zeigen. Vermutlich sind
hier internationale Strukturen zu finden, wie das in der älteren Unterschichts-
sprache auch der Fall war¹¹.

¹⁰ Eine Darstellung der Kommunikationskultur von verschiedenen sozialen Gruppen, darunter
auch solcher aus dem *Chueche* findet sich bei Lieverscheidt u. a. (1995).

¹¹ Neben einem internationalen Wortschatz, der schon seit dem 14. Jh. für die Unter-
schichtssprachen belegt ist und wie er seit der Mitte des 20. Jh. via die Massenmedien schnell

Das folgende Beispiel aus dem *Chueche*¹² dokumentiert, dass Sprache in dieser mehr oder weniger alternativen, linken Polit-, Kultur- und Partyszene mit einem eher engen sozialen Netzwerk, einerseits bewusst verwendet wird, um sich abzugrenzen bzw. um sich intern zu versichern, dass aber andererseits auch einiges davon in den 'normalen' Sprachgebrauch aufgenommen wird. Sprache ist also für das Individuum nicht nur eine Varietät, die allen Situationen angemessen ist und die es zu 'pflegen' gilt, sondern die Sprache besteht aus einem Repertoire, aus dem je nach Situation gewisse Elemente hervorgehoben werden. (Beispiel Hug1.mp3)

Ch. W.: ... *hesch du mäγγgisch sauber ds Gfueu, i rede wukech anders aus abe dr Gmēindraat?*

A. H.: (Schnalzt) *Ja-a, des isch o sch..., aso es isch uf auu Fauu so, das es, es git immer d... *, aso... es git e Zit oder es git die, i weis nid wi lang as das geit, wo med das ganz sicher so bruuch, zum sich abgranze. U wi wit, des ig... i bruche sicher o immer no Slang, oder igendwie Gasse... oder igendwie so (schnalzt) e Chuechespraach, uf jede Fauu. Vii Zug phautet sech abe o, des laa me na-ar numme la ga. [...]*

*Aber * (schnalzt), i cha mer o vorsteuee, ds i mi. * mee eieuech dernaa mit Lut wurd, wo n i mit ne rede und merke, ou mir rede eieuech e seer e āngeri Spraach, das i mi dam mee wurd aapasse aus... aus o scho, wo n em... wo me igendwie axtra uf dene Sache mues umeriite und eieuech nume so... so müs bāāndutsch oder ēifech soo, so derhāār müs schnüre, wiüs ēifecht hīp īsch, ode? Wo n i... wo n i warschindlich chli*

Ch. W.: ...hast du manchmal selbst das Gefühl, ich rede wirklich anders als eben der Gemeinderat?

A. H.: Ja, das ist auch sch..., also es ist auf alle Fälle so, dass es, es gibt immer, also es gibt eine Zeit oder es gibt die, ich weiß nicht, wie lange das geht, in der man das sicher so braucht, um sich abzugrenzen. Und wie weit, dass ich... ich brauche sicher auch immer noch Slang, oder irgendwie Gassen... oder irgendwie so eine 'Kuchensprache', auf jeden Fall. Viel (Zeug) hält sich eben auch, das lässt man nachher nicht mehr gehen. [...]

Aber, ich kann mir auch vorstellen, dass ich mich mehr eigentlich danach mit Leuten wurde, mit denen ich rede und merke, auch wir sprechen eigentlich eine sehr andere Sprache, dass ich mich dem mehr anpassen wurde als auch schon, als einem..., als man irgendwie extra auf diesen Sachen herumreiten muss [= darauf pochen], und dann und eigentlich nur so... so berndeutsch muss, oder einfach so, so daher

über die einzelnen nationalen und sozialen Grenzen verbreitet wird (*Bulle* für Polizist, *Shit*, *Gras* für Cannabisprodukte ...), spielen vermutlich phonetische Aspekte eine wesentliche Rolle bei der Ausgestaltung der meisten Unterschichtssprachen. So stellen Lenisierungssphänomene auf der segmentalen phonetischen Ebene wesentliche Elemente einer (bewusst) ungepflegten Sprache dar, ebenso wie suprasegmentale prosodische Aspekte (extreme Dehnungen und Intonationsmuster).

¹² Interessant hier die Metapher: Kuchen als Bezeichnung für relativ homogene, mehr oder weniger alternative, linke Polit-, Kultur- und Partyszene mit einem relativ engen sozialen Netzwerk. Diese Metapher ist nicht typisch bernisch. Eine Metapher aus dem selben semantischen Feld des Backens *Taig* betrifft auch eine relativ geschlossene soziale Gruppe, die der alten Basler Familien.

weniger... Je, i weiss nid eigentl...
 Chunnt druf aa, waar das isch...

schnorren muss, weil es einfach hip
 ist, oder? Wo ich, wo ich wahr-
 scheinlich ein bisschen weniger... ja,
 ich weiß nicht, eigentlich... [Es]
 kommt drauf an, wer das ist...

Der Gegensatz zum 'gepflegten' Stadtberndeutsch liegt in diesem Beispiel vermutlich weniger in einzelnen spezifischen phonetischen und morphologischen Merkmalen, als vielmehr in einem Verzicht auf bewusste Auswahl, in einem Verzicht auf eine saubere Artikulationsbasis, in einem Verzicht auf syntaktisch korrekte Sätze und auch in einem Verzicht auf eine Übernahme der traditionellen Interviewtenrolle.

3.4 Überblick

Die traditionellen Unterschiede im System, wie aus diesen Beispielen deutlich wurde, sind immer noch vorhanden, die Unterschiede zwischen den sozialen Klassen sind aber nicht kategorisch, sondern stellen einen kontinuierlichen Übergang dar. Die folgende Tabelle 1 bringt einen Überblick über die Verwendung der verschiedenen Markiertvariablen durch die einzelnen Sprecher. Die Prozentzahl gibt den Anteil der als unterschichtlich beurteilten Variablen an. Die Tabelle dokumentiert, dass die älteren Oberschichtssprecher eine relativ einheitliche Sprechweise an den Tag legen. Das Mittelfeld in der Tabelle braucht häufig beide Variablen nebeneinander, während die traditionellen Unterschichtssprecher wieder zu einer Einheitlichkeit tendieren.

Sprecher / Sprecherin	ll->uu (geminier- tes l, Challer -> Chauuer)	l -> u (Vor Kons, Endung -el, im abs. Auslaut)	nd -> -ng (Hund-> Hung)	Endung -ug -> -ig (Regierung ->Regierig)	kurze Verbform (mer gange -> mer goi)	'und' (und -> u)
Paul Schenk	0	0	0			0
Adele von Tavel	0	0	0			0
J. Harald Wäber	0	0	0	0		0
Rudolf von Fischer	0	0	0	25	0	4
René Pignolo	0	0	0	73		0
Roland Ris	0	12	0	100	100	13
Michael v. Graffenried	0	20	45	100	100	5
Ruedi Krebs	96	73	64	100	100	85
Christine Wirz	94	77	60	100	50	50
Andi Hug	85	91	72	100	100	61
Antoinette Kuenzi	100	91	100	100		84
Fredi Kuenzi	100	93	100	100		46
Roger Fridelance	91	96	88	100	100	95

Tabelle 1: Prozentualer Anteil von traditionellen Unterschichtsmerkmalen (nach Siebenhaar 2000a, S. 24)

4 Das sprachliche Berner Selbstverständnis

Berndeutsch und das sprachliche Selbstverständnis der Berner - jetzt nicht nur der Städter - unterscheidet sich auch in weiteren Punkten von dem Selbstverständnis in anderen Teilen der Schweiz. Für das laufende Nationalfondsprojekt zum Syntaxatlas der deutschen Schweiz (SADS) unter der Leitung von Elvira Glaser wurden für eine schriftliche Befragung rund zweieinhalbtausend Fragebogen versandt. Die Aufgabe für die Gewährsleute bestand unter anderem darin, die Richtigkeit von mundartlichen Sätzen zu beurteilen. Die in einem möglichst unausgeprägten Schweizerdeutschen (wenn es das gibt) verfassten Texte konnten überall verwendet werden. Einzig für das Wallis, das eine relativ große sprachliche Distanz zum übrigen Schweizerdeutschen aufweist, wurde ein eigener Fragebogen gestaltet. Bei der Auswertung des ersten Fragebogens hat sich aber im Kanton Bern erheblicher Widerstand gegen die sprachliche Form gezeigt. Die Gewährsleute fühlten sich teilweise beeinträchtigt die Wortstellung zu beurteilen, weil *Frou* statt mit <ou> mit <au> geschrieben wurde oder weil so 'unanständige' Wörter wie *anehocke* gebraucht wurden. Für den zweiten Fragebogen wurden dann eine normalschweizerdeutsche Version gemacht, eine Walliser Version und eine Berner Version. Die Berner Resultate scheinen auf diese Weise 'besser' zu sein. Das Erstaunliche daran ist jedoch, dass der Widerstand gegen das 'Normalschweizerdeutsche' – mit Zürcher Hintergrund – sich auf den Kanton Bern beschränkt hat. In den übrigen Kantonen mit westschweizer Mundarten, also Freiburg, Solothurn, Aargau, Luzern, wurde dem 'normalschweizerdeutschen' Fragebogen kein Widerstand entgegengebracht.

Der Berner Sonderweg zeigt sich auch in der sprachlichen Selbstbezeichnung. Während in weiten Teilen der Schweiz die eigene Mundart mit Schweizerdeutsch bezeichnet wird, so spricht man in Bern eben Berndeutsch.

Ein letztes Beispiel: Als Ende März 2000 das Berner Stadtsprachenbuch (Siebenhaar / Stäheli 2000) der Öffentlichkeit vorgestellt wurde, hatte der Verleger Markus Rubli auf die Vorgeschichte des Projekts hingewiesen, Roland Ris hatte das Buch wissenschaftlich situiert, ich selbst habe auf die Datenerfassung und Transkriptionsschwierigkeiten hingewiesen. Zum Schluss hatte Rudolf von Fischer das Wort, ehemaliger Burgerratspräsident, der sich politisch und persönlich stark für das Projekt eingesetzt hatte, er war einer der Initiatoren und eine der Gewährspersonen. Er hat die Publikation begrüßt und seiner Freude Ausdruck gegeben, dass nun das Stadtberndeutsche wenigstens in Bruchstücken für die Nachwelt festgehalten sei. Grundsätzlich hat er aber die Wissenschaftler kritisiert, die als Dialektologen an das Berndeutsche herangegangen seien. Es sei doch klar, dass Berndeutsch kein Dialekt sei, sondern eine Sprache, genügend verschieden zur deutschen Standardsprache, genügend verschieden zum übrigen Schweizerdeutschen, mit einer Schrifttradition – er erinnerte an von Tavel, an von Greyerz – und, wie oben gezeigt wurde, mit einem eigenen Selbstverständnis. Die Diskussion, ob Schweizerdeutsch eine Sprache oder ein Dialekt sei, zeigt sich also in Bern nochmals in einer spezifischen Variante.

5 Zusammenfassung und Ausblick

Berndeutsch ist also ein ganz besonderer Dialekt. Die Sprachsituation in der Stadt Bern unterscheidet sich durch die verschiedenen traditionellen Varietäten von der

Situation der meisten anderen deutschsprachigen Schweizer Städte. Die sprachliche Differenzierung der sozialen Schichten zeigt sich noch heute in den Variablen, die schon vor 60 Jahren beschrieben worden sind. Vor allem die I-Vokalisierung, die -nd-Velarisation, die verbalen Lang- bzw. Kurzformen, die unterschiedliche Verwendung der Endung -ung bzw. -ig unterscheiden die Sprecher immer noch nach ihrer sozialen Herkunft. Die Unterschiede zwischen den sozialen Schichten sind jedoch nicht mehr so stark, wie sie früher beschrieben wurden. Einzelne Oberschichtssprecher zeigen auch sogar die stark markierte I-Vokalisierung, Unterschichtssprecher kennen die alte 'Geheimsprache' nicht mehr. Das Mattenenglische wird noch von einem Verein gepflegt, gebraucht wird es nicht mehr. Die traditionelle Oberschichtssprache, das Stadtberndeutsche, verfiel heute nicht mehr über ein hohes Prestige, sondern wird teilweise schon ein wenig als skurril angesehen und sogar innerhalb der städtischen Oberschicht in Frage gestellt. Eine Tendenz zum Abbau ist auch hier deutlich. Die für die Schweiz spezifische Sprachsituation, die Bern noch auszeichnet, scheint also am Schwinden.

Neben den klassischen Soziolekten finden sich heute situative sprachliche Varianten. Das führt zu Sprachstilen, deren Elemente in anderen Situationen eher vermieden werden. Sprache wird so weniger durchgehend durch soziale Schichten geprägt, sondern durch die situationsspezifische Ausgestaltung durch die einzelnen Sprecher, die über ein Repertoire an Sprachstilen verfügen. Für die konkrete sprachliche Gestaltung einer Situation sind soziale Faktoren sicher nicht auszuschließen, jedoch stellen sie nur einen unter vielen Faktoren dar. Doch, welche Faktoren spielen welche Rolle? Welche sprachlichen und außersprachlichen Kriterien müssen berücksichtigt werden? Zeigen sich da auch Unterschiede zwischen den verschiedenen Städten? Alles offene Fragen...

6 Literaturangaben

- Baumgartner, Heinrich (1940): Stadtmundart, Stadt- und Landmundart. Beiträge zur bernischen Mundartgeographie. Bern (Schriften der Literarischen Gesellschaft Bern [Neue Folge der Neujahrsblätter]).
- Christen, Helen (1993): Neueste Gebrauchsweisen von Modalverben im Schweizerdeutschen. In: Schupp, Volker (Hrsg.): Alemannisch in der Regio. Beiträge zur 10. Jahrestagung alemannischer Dialektologen in Freiburg i. Br. 1990. Goppingen (Goppinger Arbeiten zur Germanistik 593), S. 139–146.
- Christen, Helen (2001): Ein Dialektmarker auf Erfolgskurs: Die /I/-Vokalisierung in der deutschsprachigen Schweiz. In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 68, S. 16–26.
- Denison, Norman (1992): Endstation Sprachtod? Etappen im Schicksal einer Sprachinsel, in: A. Weiss (Hg.), Dialekte im Wandel, Goppingen, S. 139–156.
- Denison, Norman (1997): Language Change in Progress. Variation as it Happens. In: Coulmas, Florian (ed.) (1997): The Handbook of Sociolinguistics, Oxford. S. 65–80.
- Greyerz, Otto von (1929): Das Berner Mattenenglisch und seine Ausläufer: die Berner Bubensprache. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 29, S. 217–251.
- Hofer, Lorenz (1997): Sprachwandel im städtischen Dialektpertoire. Eine variations-linguistische Untersuchung am Beispiel des Baseldeutschen. Tübingen / Basel (Basler Studien zur deutschen Sprache und Literatur 72).

- Hofer, Lorenz (2002): Zur Dynamik urbanen Sprechens: Studien zu Spracheinstellungen und Dialektvariation im Stadtraum; mit Beiträgen von Annelies Häcki Buhofer und Heinrich Löffler; unter Mitarbeit von Beatrice Burkli und Petra Leuenberger. Tübingen (Basler Studien zur deutschen Sprache und Literatur 71).
- Lieverscheidt, Esther; Werlen, Iwar; Wymann, Adrian und Zimmermann, Hansmartin (1995): Konzeption und Ergebnisse des Projekts 'Kommunikationskulturen in einer Schweizer Stadt'. In: Werlen, Iwar (Hg.): Verbale Kommunikation in der Stadt. Tübingen (Tübinger Beiträge zur Linguistik 407), S. 197–226.
- Matteänglich-Club Bärn (1969): Matteänglich. Geschichte der Matte, Dialekt und Geheimsprache. Bern.
- Ris, Roland (1989): Das Mattenenglische Ernst Marbachs. In: Marbach, Ernst: Mattegieu. Geschichte. Mit einem Beitrag über das Berner Mattenenglisch und einem Worterverzeichnis von Roland Ris. Langnau, S. 161–192.
- Rollier, A. (1902): Berner Mattenenglisch. In: Zeitschrift für deutsche Wortforschung 2, S. 51–57.
- Schlobinski, Peter, Gaby Kohl und Irmgard Ludewigt (1993): Jugendsprache – Fiktion und Wirklichkeit. Opladen.
- Siebenhaar, Beat (1997): Stilistische Varianz in der Sprache eines in der Deutschschweiz lebenden Romands. In: Ruoff, Arno und Löffelad, Peter (Hg.): Syntax und Stilistik der Alltagssprache. Beiträge der 12. Arbeitstagung zur alemannischen Dialektologie. Tübingen (Idiomatologia 18), S. 123–134.
- Siebenhaar, Beat (2000a): Stadtberndeutsch – Sprachschichten einst und jetzt. In: Siebenhaar, Beat und Stäheli, Fredy: Stadtberndeutsch. Sprachporträts aus der Stadt Bern. Murten (Schweizer Dialekte in Text und Ton 5.1), S. 7–31.
- Siebenhaar, Beat (2000b): Sprachvariation, Sprachwandel und Einstellung. Der Dialekt der Stadt Aarau in der Labilitätszone zwischen Zürcher und Berner Mundartraum. Stuttgart (ZDL Beihefte 108).
- Siebenhaar, Beat und Stäheli, Fredy (2000): Stadtberndeutsch. Sprachporträts aus der Stadt Bern. Murten (Schweizer Dialekte in Text und Ton 5.1).
- Suter, Rudolf (1993): Baseldeutsch-Grammatik. 3., überarbeitete Auflage. Basel (Grammatiken und Wörterbücher des Schweizerdeutschen in allgemeinverständlicher Darstellung 6).
- Suter, Rudolf (1995): Baseldeutsch-Wörterbuch. 2., überarbeitete und erweiterte Auflage. Basel (Grammatiken und Wörterbücher des Schweizerdeutschen in allgemeinverständlicher Darstellung 9).
- Werlen, Iwar (1986): Sprachbiographien von Ausländern der zweiten Generation. Arbeitsbericht zu einem soziolinguistischen Projekt unter Mitarbeit von Michele Bähler, Francesca Roncoroni-Waser, Zvi Penner, Renato Piva, Lothar Seethaler. Bern (Universität Bern, Institut für Sprachwissenschaft. Arbeitspapier 20 a und 20 b).